

Q151010

Rolf Sprandel

## Der lange Weg zur richtigen Methode und Begrifflichkeit

## Eine Selbstvergewisserung

I

## Der Adel in Frankreich

Die Forschungen von Gerd Tellenbach, in die ich einstieg, richteten sich auf die Gliederung der frühmittelalterlichen Führungsschichten, das heißt auf Adelsgruppen. In meiner Dissertation (gedruckt 1957) behandelte ich den merowingischen Adel in Gruppen gegliedert.<sup>1</sup> An erster Stelle steht der romanische Adel, der südlich der Loire und darüber hinaus nach Norden einen großen gesellschaftlichen Zusammenhang hatte.

Der germanische Adel hatte zunächst einen solchen Zusammenhang nicht. Er tritt uns in einzelnen Großen entgegen. Außerdem gab es sich rasch verändernde Gruppen, die sich um Könige und Teilkönige herum lagerten oder gegen sie waren. Aus Quellen wie der Vita des heiligen Columban erfahren wir, dass Missionsmönche wie Columban solche Gruppen festigten und untereinander verbanden, indem sie von einem Adelssitz zum anderen zogen. Auch romanische Familien wurden in die von der irischen Frömmigkeit geprägten Kreise hineingezogen. Der germanische Adel gewann Ebenbürtigkeit mit dem romanischen.

Die Vereinigung des Reiches unter Chlothar II. und seine Adelpolitik ließen einen Reichsadel entstehen, der schon vieles von dem späteren karolingischen, der geschichtlich noch bedeutender war, vorweg nahm. Das Edikt Chlothars II. von 614 läßt erkennen, dass es des weiteren Funktionsträger - mit der Bezeichnung *iudices* - unterhalb der bisher erwähnten Adelsströmungen gab, denen die Ämter innerhalb einer Provinz vorbehalten sein sollten. In meinen Darstellungen von 1957 und 1961 gab es für mich noch keine horizontale Schichtung des Adels. Die *iudices* des Edikts gehörten Schichten unterhalb des Adels an. Heute sehe ich dieses anders. Ich komme darauf zurück. Die Diskussion, an der ich mich seit 1957 beteiligte, hat danach gefragt, ob dieses Edikt pro- oder anti-adelig sei sollte. Der genaue Wortlaut des Edikts läßt auf eine dem Adel gegenüber neutrale Bedeutung schließen.

Die Adels-Studien haben grundsätzliche Bedeutung für die Ermittlung von Adelsgruppen als Trägern von Mentalität. Den Begriff Mentalität brauchte ich

---

<sup>1</sup>Die Titel meiner in diesem Artikel erwähnten Arbeiten sind entnommen aus dem "Schriftenverzeichnis" in: *Wirtschaft-Gesellschaft-Mentalitäten im Mittelalter (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 107)* Stuttgart 2006, S. 739-751. Vgl. auch das Kurztitelverzeichnis am Schluß dieses Beitrages.

damals noch nicht, sondern erst 1972, nachdem ich in den sechziger Jahren unter den Einfluß der französischen Mentalitätenforschung gekommen war. Über die Bedeutung von Mentalität hat im deutschen Sprachraum beispielsweise Frantisek Graus 1987 gehandelt.<sup>2</sup> Graus forderte, man solle nicht die Mentalität einer Gruppe voraussetzen, sondern mit den Quellen, die man von Gruppen hat, nach ihr suchen. Weiterhin solle man durch den Vergleich mit anderen Mentalitäten die Identität einer Mentalität ermitteln. Vergleiche können nur - möchte ich hinzufügen - unter vergleichbaren Mentalitäten stattfinden. Vergleichbar sind Mentalitäten, die auf den gleichen Gegenstandsbereich bezogen sind, zum Beispiel den Heiligenkult, die Vorliebe für bestimmte Heilige. Vergleiche finden also zwischen den Mentalitäten verschiedener Gruppen im Hinblick auf denselben Gegenstandsbereich statt.

Wie genau sind die Quellen, um solche abgegrenzten Mentalitäten zu ermitteln? Bis in das Spätmittelalter lassen sie nur grobe Umrisse von Mentalitäten erkennen. Bei Adelsgruppen unter monastischem Einfluß waren die Klöster wichtig, um die sie sich scharten. Columban besuchte nicht nur Adelshäuser, sondern flüchtete auch aus solchen. Daraus kann man wohl auf Anwachsen und Schrumpfen der mit seiner Frömmigkeit verbundenen Adelsgruppe schließen.

Die verschiedenen Forscher, die sich inzwischen mit Mentalitäten beschäftigt haben, versuchten den Begriff zu definieren oder zu beschreiben. Frantisek Graus gelangt zu folgendem Ergebnis: Mentalitäten sind "funktionierende, oft widersprüchliche, aber immer strukturierte (nie amorphe) Systeme...die das Handeln, Fühlen und die Meinungen von Menschen in Gemeinschaften mitbestimmen". Gerd Tellenbach hat in einer späten Arbeit über Mentalität gesagt, Mentalität sei im Unterschied zum objektiven Geist, zur Ideologie, ein subjektiver (wenn auch Kollektiv)Geist, sei ein verhältnismäßig wenig reflektierter Lebensduktus.<sup>3</sup>

Dem möchte ich eine eigene Definition anreihen, die mit meinen kurzen vorhergehenden Bemerkungen übereinstimmt: Mentalitäten sind geistige Hintergründe der Einstellungen und Verhaltensweisen von Gruppen jeweils bezogen auf einen Gegenstands-oder Problembereich. Die Unterschiede der drei Definitionen sind deutlich, und es wird sich zeigen dass meine Definition für Historiker brauchbarer ist als die beiden anderen.

Gegen die Definition von Graus spricht es, dass ich eine partielle Mentalität aus dem Verhalten einer Gruppe herauslösen können muß, was nicht möglich ist, wenn diese zu einem Mentalitätssystem gehört. Alle Mentalitäten einer Gruppe zu suchen, ist vor allem in frühen Zeiten kaum möglich und überhaupt in der Regel historisch nicht interessant. Man wird wohl umgekehrt vorgehen und eine interessante und bezeugte Mentalität in den Quellen einer Gruppe wiederfinden oder nicht wiederfinden. Gegen die Definition Tellenbachs spricht es, dass ich Ideen, Theorien, Reflexionen und so weiter einbeziehen muß. Sonst erfasse ich

---

<sup>2</sup>Frantisek Graus, Versuch einer Begriffsbestimmung und Methoden der Untersuchung, in: Vorträge und Forschungen XXXV (1987), S. 9-48.

<sup>3</sup>Gerd Tellenbach, "Mentalität", in: Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze Band 1 (Stuttgart 1988) bs. S.88f.

nicht den Handlungsrahmen und die Einstellungsgrundlagen der Menschen einer Gruppe.

Ich kehre zurück zu den merowingischen Adelsgruppen. Während andere Forscher sich vielfältig mit der Verteilung der Frömmigkeitsarten unter den Adelsgruppen beschäftigten,<sup>4</sup> wandte ich mich dem spezifischen Reichsbewußtsein verschiedener Adelsgruppen zu. Das Reichsbewußtsein knüpfte zum Beispiel an großgermanische Kulturzusammenhänge an oder an die Tradition des römischen Reiches. Im zweiten Fall würde es sich auswirken, dass verschiedene Adelsgruppen durch Konnubium und Herrschaftsämter römisch- germanisch gemischte waren. Karl Hauck sprach von Randkulturen des römischen Reiches.<sup>5</sup> Innerhalb der ehemaligen Grenzen des römischen Reiches etablierten germanische Stämme sich in römischen Teilreichen, in Teilreichen, die sich als Vertreter und Anwarter auf das ganze Reich auffaßten, so die Vandalen, die Ost- und Westgoten, die Langobarden und die Franken.

Bei der Alternative zwischen germanischen und römischen Traditionen der Franken zum Beispiel trug ich in dem Buch von 1957 Argumente für die letzteren zusammen. Damit befand ich mich wieder in der Nachfolge von Gerd Tellenbach, der in Auseinandersetzung mit germanophilen Kollegen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nachwies, dass das fränkische und deutsche Reich nicht etwa ein früher erstrebtes germanisches Großreich verwirklichten<sup>6</sup>, sondern in ihrer speziellen früh- und hochmittelalterlichen Form auf Kontingenz zurückgehen. Das Prinzip der Teilbarkeit der Reichsherrschaft spielte dabei ebenso eine Rolle wie die unterschiedliche Durchschlagskraft einzelner Persönlichkeiten, biographische Zufälle und anderes.

Der merowingische Reichsadel - wenn man denn von einem solchen sprechen darf - bildete in den Grenzen eines spätrömischen Teilreiches, das auch die römischen Germania-Provinzen westlich des Rheins umfaßte, ein dieses angepaßtes Reichsbewußtsein aus, das erst von einem karolingischen Hausmeier-Adel gesprengt wurde, der sich im späten 7. und frühen 8. Jahrhundert formierte. Zeugnisse für das auf römische Provinzen beschränkte Reichsbewußtsein enthalten unter anderem die anschaulichen Schilderungen Gregors von Tours. Auch Handlungen und Institutionen gehören indirekt zu diesen Zeugnissen, so die hohe Instabilität aller merowingischen Herrschaftsansätze östlich des Rheins und

---

<sup>4</sup>Kassius Hallinger, Gorze - Kluny (Studia Anselmiana 22-25), Rom 1950-1951; Friedrich Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich (München 1965); Joachim Wollasch, Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt (Münstersche Mittelalterschriften 7), München 1973.

<sup>5</sup>Karl Hauck, Von einer spätantiken Randkultur zum karolingischen Europa, in: Frühmittelalterliche Studien 1 (1967), S. 3-93.

<sup>6</sup>Derartiges klingt an unter anderem bei Walter Schlesinger, Bei der Entstehung des deutschen Reiches "waren aristokratisch-volkhafte Kräfte am Werke, die...tief im germanischen Altertum wurzelten, vgl. Hellmut Kämpf (Hg.), Die Entstehung des deutschen Reiches. Ausgewählte Aufsätze aus den Jahren 1928-1954 (Wege der Forschung 1) Darmstadt 1956, S.379.

die Kirche, die vor dem 8. Jahrhundert institutionell nicht auf die Gebiete östlich des Rheins ausgriff. In der Mitte des 8. Jahrhunderts wurden dann aber mit Macht ganze Serien von Bistümern und Klöstern gegründet. Diese rudimentäre Aufzählung von Mentalitätsindizien zeigt bereits, dass solche Indizien bei mehr oder weniger repräsentativen Schriftzeugnissen über Einstellungen einsetzen, dann zu Handlungszeugnissen, zu von Handlungen getragenen Institutionen und zu Unterlassungszeugnissen reichen..

Auf den frühkarolingischen Ausgriff auf die Gebiete östlich des Rheins kam ich ab 1973 von meinem Würzburger Arbeitsplatz aus zurück. Hier stieß ich auf zwei Vorurteile der älteren ansässigen Landesgeschichtsforschung: erstens die einheimischen Verhältnisse, z.B. die Verwurzelung des Christentums, möglichst alt, also etwa frühmerowingisch erscheinen zu lassen und zweitens die jüngeren legendären Quellen unbefangen mit heranzuziehen, um die ältesten Verhältnisse auszumalen.

Die Beschränkung auf die kurze Vita Kiliani aus dem 8. Jahrhundert und auf einige Urkunden derselben Zeit aus dem Raum um Würzburg herum führte aber zu einem Ergebnis, das dem oben erwähnten frühkarolingischen Ausgriff auf die Gebiete östlich des Rheins und damit zugleich der Ausgestaltung Frankens als Königslandschaft im 8. Jahrhundert entsprach. Das Zentralinstitut für fränkische Landeskunde setzte kürzlich einen Überblick über die in seinem Jahrbuch veröffentlichten Forschungen ins Internet und verurteilte darin ebenso die "oft kritiklos angewandte rückschreibende Methode. In dem R. Sprandel diese in Frage stellt" (1978, dazu WDGbl 1992), gelangt er "auf Grund gleichzeitiger Quellenzeugnisse zu entscheidenden Korrekturen an landläufigen bis in die Handbücher eingegangenen Vorstellungen".<sup>7</sup>

Viel früher, gleich im Anschluss an die Forschungen über den merowingischen Adel wandte ich mich den karolingischen Urkundenbeständen am Beispiel des Klosters St. Gallen zu. Ich nutzte sie zu einer verfassungsgeschichtlichen Studie in die Tiefe, das heißt unter die Oberfläche des Königtums, auf die sich sonst meist die verfassungsgeschichtlichen Studien beschränken. Der Titel des Buches: Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches (1958) rief eine gewisse Irritation hervor, weil ein Kloster sonst eigentlich in den Bereich der Kirchengeschichte, seine besitzgeschichtlichen Dokumente in den der Agrargeschichte gehören.

Um den Titel zu verstehen, muß man sich die Andersartigkeit der mittelalterlichen Verfassung, die spätestens seit Otto Brunner allgemein vertraut ist,<sup>8</sup> im Vergleich zur modernen Verfassung vor Augen halten. Sie wird in jedem Detail der zitierten Quellen deutlich. Die Zeugenreihen der Besitzveränderungsurkunden zum Beispiel waren weitgehend mit Gerichtsversammlungen identisch. Die Verfassungsgeschichte umfaßt diese Besitzveränderungen. An der Spitze von Zeugenreihen stehen Namen, die an der gleichen Stelle in verschiedenen Urkunden wieder auftauchen. Einige von ihnen

---

<sup>7</sup><http://www.degener-verlag.de/assets/s2dmain.html> ?

<sup>8</sup>Otto Brunner, Moderner Verfassungsbegriff und mittelalterliche Verfassungsgeschichte, in: MIÖG Ergbd. 14 (1939) S.513ff.

tragen verschiedenartige Titel, wie centenarius, iudex, sculdatio und andere, die auch auf Gerichtsversammlungen hindeuten. Ich gab den Trägern dieser Namen und Titel die Bezeichnung Zeugenführer und hob damit ihre deutlichste Funktion in den Quellen hervor. Während nach 1958 diese Bezeichnung in Deutschland nicht rezipiert wurde, sprechen heute jüngere ausländische Forscher von witness leader.<sup>9</sup>

Die Zusammengehörigkeit von Besitzveränderungs- und Verfassungsgeschichte in demselben verfassungsgeschichtlichen System wird besonders erkennbar, wenn man auf die Veränderungen in diesem System achtet. Der Besitz, der an das Kloster St. Gallen transferiert wurde, wuchs gegen Ende der Karolingerzeit aus der freien, von königlichen Grafen abgestützten Gerichtsbarkeit hinüber in die eines klösterlichen Vogtes. Die Vogteiherrschaft entstand.

Eine andere Frage war die Ähnlichkeit der Zeugenführer mit den iudices, die wir von dem Edikt Chlothars II von 614 kennen. Die Zeugenführer gehörten zu einer an mehreren Stellen des schwäbischen Raumes begüterten Schicht, die ich 1963 den grundherrlichen Adel genannt und ihn damit vom Reichsadel unterschieden habe. Andere Forscher haben ihn Landadel genannt. Auch die iudices von 614 hatten Besitz. Es war eine Voraussetzung für sie in ihrer Tätigkeit, dass sie mit ihrem Besitz in ihren Amtsbezirken gegenüber ihren Bezirksinsassen hafteten.

Als Adel erweist sich die Zeugenführerschicht, weil er an der Vielzahl seiner Besitzpunkte nicht selbst als Bauer tätig sein konnte, sondern andere für sich arbeiten lassen mußte. Darin war er dem Reichsadel vergleichbar, dessen Besitzstreuung allerdings viel weiter ging, tendenziell das ganze Reich umfaßte und für den nicht die oben für die Zeugenführerschicht genannten Titel - darunter iudex - sondern andere, insbesondere dux und comes, spezifisch waren.

Damit war die horizontale Gliederung des Adels im Frühmittelalter wahrscheinlich gemacht. Hans-Werner Goetz hat kürzlich darauf hingewiesen, dass dieses Ergebnis nicht zur Wirkung kommen konnte, weil unter anderem Franz Irsigler die Unterscheidungsmerkmale der beiden Adelsschichten in Abrede stellte.<sup>10</sup> Irsigler gehörte zu einer Forschungsrichtung, die Kontinuität in der Adelsgeschichte sah. In Wirklichkeit erneuerte sich der Adel ständig. Der karolingische grundherrliche Adel war nicht der letzte. Danach folgte später besonders der ministerialische Adel. Die älteren Adelsschichten schrumpften jedesmal und übernahmen neue Funktionen, etwa vom Reichsadel zum Reichsfürstenstand.

---

<sup>9</sup>Marios Costambeys, An aristocratic community on the northern Frankish frontier 690-726, in: Early medieval Europe 3 (1994), S.39-62.

<sup>10</sup>Hans-Werner Goetz, (Weltliche) Eliten, Adelforschung in der deutschen Historiographie, in: <http://lamop.univ-paris1.fr/W3/elites/Goetz.pdf>. S.5-6.

## Ivo von Chartres

Es lag eine gewisse Logik darin, wenn ich mich von diesen karolingischen Studien 1962 den Wandlungen des Hochmittelalters zuwandte, die landläufig als Investiturstreit bekannt sind. Es geht also um das System der Kirche mit zwei Häuptern, dem Papst auf der einen Seite und einer Gruppe von Königen auf der anderen.

Auch auf dem Gebiet des Investiturstreites hatte Gerd Tellenbach eine ganz neue Tonart angeschlagen. Vorher hatten insbesondere katholische Historiker in der Reformkirche Gregors VII. eine Bewegung gesehen, die den Verfall der Kirche durch die Einwirkung der Laienmächte rückgängig machen wollte. Tellenbach sah demgegenüber in dem Investiturstreit die Auseinandersetzung verschiedener Frömmigkeitsrichtungen untereinander: einer auf Priester bezogenen, einer durch Mönche geprägten und einer, in deren Mittelpunkt das sakrale Königtum stand.<sup>11</sup>

Nun, der Investiturstreit lief im 12. Jahrhundert aus und die Frage nach dem Sieger ließ sich schwer beantworten.. Die vorher genannten katholischen Historiker glaubten allerdings, dass die richtige Kirche wiederhergestellt worden sei. In der Sicht Tellenbachs konnte es machtpolitisch keinen Sieger geben. Eher mußte man danach suchen, wie sich die drei Frömmigkeitsrichtungen verschoben, vergrößerten oder am Boden verloren. Ich untersuchte 1962 einen französischen Bischof, nämlich Ivo von Chartres, der zu einer Gruppe französischer Geistlicher gehörte, die keiner der drei Frömmigkeitsrichtungen zuzurechnen ist, sondern in den neuen Schulen Frankreichs, Proto-Universitäten, ausgebildet und zum Beispiel mit der Kunst der Dialektik, des Einerseits und Andererseits vertraut waren. Sie waren außerdem von einer tiefen Humanität erfüllt, keine radikalen Mönche, sondern reformierte Kanoniker. Sie vertraten eine Kirche, die nicht Gewalt anwenden sollte, sondern die ihrer ihnen jeweils regional anvertrauten Bevölkerung helfen und sie teilen sollte. Die in Urkunden und Rechtssammlungen zugunsten der Kirche niedergelegten Standpunkte behielten ihre Gültigkeit, hatten aber zurückzutreten, wenn je die augenblickliche Lage es forderte.

Humanitas wird in den Schriften des Investiturstreits häufig - von den verschiedenen Parteien unterschiedlich, geradezu gegensätzlich - gebraucht. Die einen, die gregorianischen Reformer, werten humanum als menschlich ab. Ivo kennt auch eine Abstufung von divinum und humanum. Aber natura constat humana. Das humanum hat seine Notwendigkeit. Klaus Schreiner meinte dagegen 1986 bei der Diskussion eines Vortrages zu dem Thema, humanitas sei von ihrer zwiespältigen Herkunft her nicht in der Lage gewesen im 12. Jahrhundert eine tragende Kraft zu entfalten. Neuere Ivo-Forscher sehen dieses mit mir anders. Sie betonen die Rolle, die Krankheit in den Briefen Ivos spielt. Der Priester ist Arzt und als solcher dem humanum verpflichtet. B. Brasington schreibt zum Beispiel

---

<sup>11</sup> Gerd Tellenbach, *Libertas ecclesiae*, Stuttgart 1936.

"Thanks Rolf Sprandel...we understand the importance of this medical imagery,...(the) language of disease and healing." Durch die Wahl dieser Sprache drückte Ivo die aktive und dynamische Rolle von caritas im Gerichtsurteil aus.<sup>12</sup>

Im Rückblick kann man mein Ivo-Buch als eine Vorstudie zu der Neuedition der Rechtssammlungen Ivos, die in den Jahren um 1990-2000 durch M. Brett und B. Brasington begonnen wurde, und zu den damit verbundenen Veröffentlichungen betrachten. Zu letzteren gehört auch die 2002 abgeschlossene Oxforder Master Dissertation von Christof Rolker. Rolker anerkennt meine Bewertung der beiden Sammlungen Ivos Decretum und Panormia als zwei Stadien des Eindringen Ivos in das Kirchenrecht. Erst in der Panormia bringt Ivo seine abschließende Meinung über das Kirchenrecht, aus dem das sogenannte Laienrecht ausgesondert ist, das eigenständig nicht mehr zum Kirchenrecht gehört. Dadurch wird eine Grundlage für die Trennung von Kirche und Staat und damit für die Beilegung des Investiturstreits gelegt.

Ivo von Chartres war aber Repräsentant einer Gruppe. Wir wissen von ihm mehr als von anderen, weil er ein breites Briefwerk hinterlassen hat. Wir kennen in den Briefpartnern seine Beziehungen und Freunde, sowie den Tenor ihrer Abstimmungen untereinander. Es war in meinem Buch von 1962 trotz des Titels von einer Gruppe die Rede. Das Briefwerk Ivos wurde als Quelle für die Mentalitäten einer Gruppe herangezogen.

Obwohl die Gruppe verhältnismäßig homogen war und in dem Hauptbereich ihrer Aufgaben, in der Lösung des Investiturkonfliktes, wohl eine weitgehend einheitliche Einstellung hatte, ließen sich andere Problemfelder, etwa das Verhältnis zu Mönchen, die Stellung zu Städten und Bürgern und anderes nicht mit dieser im Hauptbereich gewonnenen Einstellung lösen. Es entstanden dafür eigene Mentalitäten, die möglicherweise in derselbe Gruppe sogar divergierten.

Dem Wunsche Tellenbachs, in einem eigenen Kapitel die Persönlichkeit Ivos hervortreten zu lassen, entsprach ich. Aber diese Persönlichkeit war nicht so sehr von einem individuellen Charakter, als vielmehr von Schulung, von Amtspflichten und tagespolitischen Aufgaben geprägt worden. Sie hatte dadurch Ähnlichkeit mit anderen Amtsbrüdern und nahm teil an deren Plural der Mentalität.

### III

## Das Eisengewerbe im Mittelalter

Max Weber hatte die These aufgestellt, aus dem Calvinismus Nordwesteuropas seien die kapitalistische und die industrielle Revolution hervorgegangen. Sie ist sehr schnell bestritten worden. Aber es kam Weber nicht

---

<sup>12</sup>[Http://www.wtamu.edu/-bbrasington/melville2001](http://www.wtamu.edu/-bbrasington/melville2001).

auf den konkreten historischen Vorgang an, sondern "auf die mentale Prägekraft der magischen und religiösen Mächte". Seine These sollte eine Provokation sein, eine Gegenbehauptung zu der materialistischen These von der entscheidenden Bedeutung der Produktionsmittel für den geschichtlichen Fortschritt.<sup>13</sup>

Ich wandte mich (1968) dem europäischen Eisengewerbe zu, einem zentralen Bereich schon der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. Im Anschluss an ältere Schätzungen kann man davon ausgehen, dass die europäische Gesamtproduktion von Schmiedeeisen um 1400 etwa 25000 t betrug und sich im 15. Jahrhundert verdoppelte. Neuere Überprüfungen anderer Forscher bestätigten diese Zahlen wenigstens in der Größenordnung.<sup>14</sup> Versuche, mit Zahlen weiter zurück zu kommen, haben demgegenüber keine Überzeugungskraft. Man muß eine europäische Gesamtzahl auf die Zahlen einzelner Schwerpunktgebiete stützen, von denen wir vor 1400 zu wenig wissen. Immerhin ist denkbar, dass der Anstieg des 15. Jahrhunderts schon vorher im Gange war, wenn auch vielleicht in geringerem Maße. Das Jahr 1400 ist zu wenig markiert, als dass ein Aufschwung gerade damals begonnen haben könnte.

Im Anschluss an Max Weber stellte sich also die Frage danach, was die treibenden Kräfte hinter diesem proto-industriellen Aufschwung waren. Die Frage ist umso dringender, als die Eisenproduktionsgeschichte vom Angebot her bestimmt wurde. Man produzierte immer mehr, als gebraucht wurde. Deswegen mußte man die Preise und die Kosten niedrig halten, Konkurrenten auszuschalten versuchen usw. In einer im Internet veröffentlichten Mittelalter Geschichte Englands heißt es, Sprandel habe das Wachstum der Eisenproduktion hauptsächlich auf die Hochöfen, die Einführung des indirekten Verfahrens gestützt.<sup>15</sup> In der Zeit, als ich das Eisenbuch schrieb, herrschte die Ansicht, dass das indirekte Verfahren erst am Ende des 15. Jahrhunderts im östlichen Frankreich und im westlichen Deutschland eingeführt wurde. Ich selbst konnte ermitteln, dass es im 13. Jahrhundert in den lombardischen Alpentälern bekannt war. 1985 fand in Norberg in Zentralschweden eine Tagung statt, auf der archäologisch gezeigt wurde, dass dort bereits im 12. Jahrhundert Hochöfen arbeiteten.<sup>16</sup> So hätten wir eine Kette von Neuanstößen vom Hochmittelalter an.

Aber wie kam man dazu, technisch aufwendige Verfahren in einer Zeit einzuführen, in der der Absatz schwierig war? Die Hochöfen würden eine Veränderung im Bereich der Produktionsmittel bedeuten. Aber gerade angesichts der zurückbleibenden Nachfrage wie wäre es denkbar, in deren Bereich die eigentliche Ursache für das Wachstum der Eisenproduktion zu sehen? Die

---

<sup>13</sup>Hartmann Tyrell, Worum geht es in der "Protestantischen Ethik"? Ein Versuch zum besseren Verständnis Max Webers, in: Saeculum 41 (1990), S. 130-177.

<sup>14</sup>Hans Pohl, Wirtschaft, Unternehmen, Kreditwesen, soziale Probleme: Ausgewählte Aufsätze 2 (VSWG Beihefte 178, 2) Stuttgart 2005, S.165

<sup>15</sup>[Http://medievalhistorie.mysite.wanadoo-members.co.uk/chap5.html](http://medievalhistorie.mysite.wanadoo-members.co.uk/chap5.html)

<sup>16</sup>Medieval Iron in society. Jernkontorets Forskning H 34 (1985)



Zisterzienser des 12. Jahrhunderts, an die Max Weber auch schon gedacht haben muß, wenn er von der Bedeutung der Askese für den Wirtschaftsaufschwung sprach, formten ihre Frömmigkeit in einer eigenwilligen innerweltlichen Weise und bauten unter anderem einen der ersten großen europäischen Komplexe der Eisenproduktion in Lothringen und Wallonien - allerdings noch nicht mit Hochöfen.

Das Bergregal war ein rechtlicher Hebel, der in der Hand der großen und kleinen Staaten Europas im Spätmittelalter ihnen die größten Erträge an der Mineralienausbeute sicherte. Davon war Eisen zunächst weniger betroffen als Edelmetall und Buntmetall. Die Ausdehnung des Regalbegriffs auf Eisenerze erfolgte über die Forsthoheit, die sich die Staaten reservierten. Ein solches Monopol mußte die Fürsten anreizen, es auszunutzen.

In meinem Buch von 1968 habe ich die Gruppe der Hammermeister herausgehoben. Es waren Ingenieur-Unternehmer, die von neuen technischen Experimenten fasziniert waren. Die Faszination schlug sich sogar in den Visionen der heiligen Brigida nieder, deren Familie dem Hüttenwesen nahestand.

Alle diese Hinweise gehören nun wieder zur Produktions- und Angebotsseite. Fürsten und Kapitalgeber mußten bereit sein, mit Verlust zu arbeiten. Arbeiter mußten mit den niedrigsten Löhnen zufrieden sein. Diese Überlegungen zeigen, dass Begriffe wie Produktionsmittel oder "magische und religiöse Mächte" nicht ausreichen, um die Rätselhaftigkeit des Fortschritts befriedigend zu durchleuchten. In anderen Kontinenten und Kulturen gab es nichts vergleichbares. Claude Levi-Strauß spricht von zirkulären Prozessen, die generell die Geschichte der Kulturen kennzeichnen. Aus diesen Prozessen sei allein die gradlinige europäische Entwicklung als ein transitorischer Prozeß ausgenommen.<sup>17</sup>

Hier ist in dem Aufschwung der unbedingte Produktionswille bestimmter Gruppen enthalten, in andere Fällen die Kontingenz, der Zufall, der mehrere Produktionsfaktoren zusammenwirken läßt. Der Fortschritt war also ein rätselhafter. Die Entstehung von Einstellungen bestimmter Gruppen und die Zusammenführung rechtlicher und technischer Einzelelemente bleibt uns verschleiert. Viel leichter ist für Historiker die Analyse, wenn deutliche Außenanstöße den Aufschwung zu Wege bringen.

Wilhelm Abel spricht von der Agrardepression im Spätmittelalter und kommt dabei von Konjunktur Zyklen der theoretischen Nationalökonomie her. Die Zyklen beruhen - bei aller Verschiedenheit im einzelnen - auf dem simplen Marktmechanismus: Produktion und Angebot steigen, bis die Nachfrage erschöpft ist, und sie in ihre Schrumpfung die Produktion mit hineinzieht, sodaß alle schließlich wieder beim Ausgangspunkt anlangen: ein zirkulärer Prozeß, den es aber nach Levi-Strauß im spätmittelalterlichen Europa nicht gegeben hat. Abel hat viele Anhänger aber auch Widerstreiter gefunden, die auf immer neue Quellenserien aufmerksam machten, die in eine Agrardepression nicht hineinpassen.

1998 veröffentlichte ich ein Buch über die spätmittelalterlichen Weinmärkte in Deutschland, also über einen der Agrarwirtschaft naheliegenden Bereich. Das

---

<sup>17</sup>Claude Levi-Strauß an verschiedenen Stellen, etwas abweichend in: Strukturele Anthropologie, Frankfurt am Main 1967, S. 363 in der deutschen Übersetzung mit der Gegenüberstellung stationär/fluktuierend gegen kumulativ.

Buch liefert keine Bestätigung der Depressionsthese. Sicherlich sank der Weinkonsum in Regionen, in denen man zum Bier übergang. Die Produktion sank dort auch und verlagerte sich auf kleine widerstandsfähige Produktionsnester. Diese Produktionsnester vermehrten sich, verlagerten sich in Gegenden, die bisher keinen Exportwein erzeugten. In Mitteleuropa wurden vor 1400 5 Herkunftsorte und 7 Exportziele im Weinfernhandel gezählt. Nach 1400 waren es 10 Herkunftsorte und 10 Exportziele (1998, S.116).

#### IV

### Mentalitäten und Systeme

1972 schob ich in die Reihe meiner quellenorientierten Veröffentlichungen ein theoretisierendes Buch über Mentalitäten und System ein. Das Buch ist in zwei Teile gegliedert und fragt im ersten Teil, wie geschichtliche Mentalitäten inhaltlich zu beschreiben sind. Es gibt Mentalitäten, die einen besonderen Rang haben. In diesen Mentalitäten antwortet der Mensch zusammen mit seinen Gruppen auf Probleme, die seine Existenz bedrohen und die im besonderen Maße anthropologisch sind. In knappen Stichworten lassen sich diese Probleme in drei Bereiche einteilen: Tod, Umwelt, soziale Beziehung.

Die Beschränkung des Plurals der Mentalität auf drei kommt aus der Praxis der historischen Anthropologie. Theoretisch ist für eine Mentalität - wie schon oben ausgeführt - lediglich erforderlich, dass sie sich auf Menschen in Gruppen und auf einen abgegrenzten Problem-oder Sachbereich bezieht.

Der Begriff Gruppe hat in dem Buch eine doppelte Bedeutung. Als soziale Beziehung ist sie erstens eine anthropologische Notwendigkeit. Die Reaktion auf diese Notwendigkeit ist eine Sache der Mentalität. Zweitens sind alle Mentalitäten per definitionem auf Gruppen bezogen. In beiden Hinsichten ist, wie Dieter Hein 1991 meint, die Mentalitätsforschung geeignet, um Gruppenbildungen überhaupt erst zu entdecken.<sup>18</sup> Auch Systeme, auf die ich gleich zurückkomme, können sich nicht ohne Gruppen ausbilden. Aber bleiben wir zunächst bei den Mentalitäten.

Während des Mittelalters läßt sich in den drei hier hervorgehobenen Bereichen Entwicklung feststellen, die in ausgewählten Schriften aus den verschiedenen Epochen des Mittelalters verfolgt werden kann. In dem Buch werden 13 Schriftsteller ausgewählt, die genügend Material enthalten, um über Mentalitäten im anthropologischen Bereich sprechen zu können. Dieter Hein hat dieses Verfahren als das normale in der Mentalitätsforschung bezeichnet und sieht für die Entwicklungsgeschichte darin eine Alternative zu der Analyse ökonomischer und gesellschaftlicher Kriterien.

Der Auswahl haftet in jedem Fall eine gewisse Plausibilität an, ist aber gleichzeitig nicht frei von Zufälligkeit und Willkürlichkeit. Das Verfahren der Auswahl konnte und kann sicherlich verbessert werden, vor allem wenn der Mentalitätswandel in einem engeren regionalen Rahmen studiert werden soll, bleibt

---

<sup>18</sup>Dieter Hein, in: Lothar Gall (Hg.), Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäischen Städte 1780-1820, München 1991, S.455.

aber immer noch weit entfernt von einer sozialen Realitätsnähe, die im Zeitalter der Befragungen und überhaupt der statistischen Demoskopie erreicht werden kann.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit Systemen, Großinstitutionen oder Typen von kleineren Institutionen, die sich im Mittelalter nacheinander bildeten: das fränkische Reich, die hochmittelalterliche römische Kirche und die unabhängige deutsche Stadt im Spätmittelalter. Systeme sind Normenbündel, gruppiert um zentrale Normen, die den positiven Institutionen ebenso wie den dazugehörigen Menschen Rückhalt geben.

Die Analyse der Systeme zielt unter anderem auf verschiedene Arten von Systemen ab, darunter auch auf die schon genannte Unterscheidung von zirkulären und transitorischen Systemen. Transitorische Systeme sind solche, in denen zentrale Normen auf Veränderung drängen. Die katholische Kirche etwa erhob im Hochmittelalter, wie schon ihre Selbstbezeichnung sagt, Anspruch auf religiöse Gefolgschaft in der ganzen Welt, ordnete das weltliche Schwert dem geistlichen unter und leitete daraus Ansprüche ab, die ständig zur Veränderung der Herrschaftsverhältnisse führen konnten.

Beispiele für stationäre oder zirkuläre Systeme sind viele deutsche Städte im Spätmittelalter. In ihnen wird der Rat, das Leitungsgremium, aus dem ganzen der Bürgerschaft erneuert, weil der wirtschaftliche Erfolg immer Korrektiv für die soziale Geltung ist. Die Pestzüge treffen die Ratsschichten ebenso wie andere Schichten, so dass Plätze im Rat immer wieder frei werden. Es gab noch andere Gründe, die den Städten ihren stationären Charakter gaben.

Sicherlich können stationäre Systeme durch Außenanstöße in Bewegung gesetzt werden. Andere Systeme sind stationär durch erkennbare innere Blockaden, die auch wegfallen können, wie die mauerumgrenzte Baufläche für den Bau neuer Wohnhäuser in Städten und die Produktivität eines Bauern für seine Belastbarkeit durch Agrarzinsen.

Aber zu unterscheiden ist nicht nur zwischen zirkulären und stationären Systemen, sondern darüber hinaus auch zwischen einfachen Systemen und Metasystemen, "jenes Übereinander und Ineinander von Systemen, das die Existenz einer ganzen Gruppe sichern soll (und) Metasystem genannt werden kann." Sabine Wefers meint in dem DFG Schwerpunktprogramm "Abwehr des Fremden im Reich des 15. Jahrhunderts" (2005-2010), dass dieses gedankliche Gerüst helfen kann, seine "Entwicklungsoffenheit... fest zu verankern".<sup>19</sup>

Das Buch Mentalitäten und Systeme hatte nicht etwa zur Folge, dass ich von jetzt ab meine Arbeit den Modellen Mentalitäten und Systeme untergeordnet hätte. Die Möglichkeiten der Quellenanalyse sind dafür zu reichhaltige und vielfältige. Aber Einflüsse auf mich sind von dem Buch, mit dem ich die wilden Hamburger Jahre einfing und mir nützlich machte, bis heute ausgegangen

.Ich war damals nahezu der einzige deutsche Mediävist, der sich mit diesen Fragen beschäftigt hat.<sup>20</sup> Sie sind inzwischen intensiv weiterbehandelt worden, vor

---

<sup>19</sup> [Http://www.spp1173.uni-hd.de/projekte/wefers.html](http://www.spp1173.uni-hd.de/projekte/wefers.html)

<sup>20</sup> "Sie sind auf bisher unbeachteten Feldern Wegbereiter gewesen.." so Horst Fuhrmann in einem Brief an mich vom 9. November 1996. Vergleichbar Joseph Morsel zu meinen "Versuchen einer systematischen Gliederung" des

allem hat sich die deutsche Szene dem Einfluß des immer führenden Westeuropa geöffnet. Hans-Henning Kortüm schrieb 1996, ich sei mehr an der amerikanischen Sozialpsychologie als an der französischen Annalen Schule orientiert gewesen.<sup>21</sup> In der Tat habe ich die Sozialpsychologie, die mein derzeitiger Hamburger Kollege Peter Hofstätter aus Amerika mitgebracht hatte<sup>22</sup>, während der Vorbereitung von *Mentalitäten und Systeme* ausführlich gelesen. Von diesem Buch ließen sich aber keine Brücken zu der Arbeit mit Schriftquellen des Mediävisten schlagen. Mit Bedauern habe ich darin gezeigte Wege etwa über die Ausbildung von Führerrollen oder von Minderheiten, die stark methodisch und technisch ausgerichtet sind, beiseite gelassen. Mit den *Mentalitäten* bin ich eben doch der französischen Wissenschaft verpflichtet, während für die *Systeme* amerikanischen und deutschen Soziologen zu danken ist.<sup>23</sup>

In Paris waren meine Gesprächspartner die damals jüngeren Direktoren der Ecole des Hautes Etudes, am meisten Jacques Le Goff, aber auch Philippe Braunstein, Alberto Tenenti und andere. Mehrere meiner Bücher wurden in den *Annales* besprochen, besonders von Jacques Le Goff, so in *Annales* 21 (1966, S.398) das Buch über Ivo von Chartres. Es werfe "des lumières precieuses sur l'outillage conceptuel des clercs de la fin du XIe siècle". So bekam ich wertvolle Ermunterung. Das gleiche gilt von den Rezensionen für *Mentalitäten und Systeme* und für das Altersbuch.

Die neue Offenheit für Themen der französischen Wissenschaft brachte meinen *Mentalitäten und Systeme* eine Art Nachblüte. So ist es zu verstehen, wenn Gerhard Fouquet jetzt schreibt: Dieses Buch sei zu früh gekommen, aber nicht vergebens geblieben.<sup>24</sup> Joseph Morsel (oben Anm.20) schreibt, das Buch gehöre zur "Wissenschaftsgeschichte und wird heutzutage anscheinend wenig benutzt....obwohl das von ihm gestellte Problem des Zusammenhangs von Struktur und Entwicklung immer noch nicht gelöst" (ist).

Immerhin bezeugen es die Anmerkungen von David Fraesdorf 2004 in seiner Hamburger Dissertation *Der barbarische Norden* ( S.12) ,daß *Sprandels Mentalitäten und Systeme* "im Zuge der kulturwissenschaftlichen Erneuerung und der damit einhergehenden interdisziplinären Ausrichtung" an erster Stelle steht.

Eine besondere Aufmerksamkeit fand das im ersten Teil meines Buches entwickelte Umwelt- und Naturverständnis mit den drei Stufen oder Typen, mit

---

historischen Stoffes. "Einer der ganz wenigen und frühesten konsequenten Versuche dieser Art" (Beiträge zur Wirtschafts und Sozialgeschichte 107, Stuttgart 2006, S.211).

<sup>21</sup> Hans- Henning Kortüm, *Menschen und Mentalitäten. Einführung in Vorstellungswelten des Mittelalters*, Berlin 1996, S. 32.

<sup>22</sup> Peter R. Hofstätter, *Einführung in die Sozialpsychologie*, Stuttgart 1966.

<sup>23</sup> Zum Beispiel Tylcot Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*, deutsch 1964.

<sup>24</sup> In einer Rezension in den *VSWG* 95 (2008) S. 52f.

denen es sich historisch entfaltet, dem archaischen Verständnis, dem technischen und dem spielerischen. Diese drei Typen wurden zum Beispiel 2001 in einer germanistischen Vorlesung über vormoderne Seelenlandschaften verwandt.<sup>25</sup> Im nächsten Jahr wanderte das Modell an die State University von Novosibirsk, vorgetragen von dem österreichischen Gastdozenten Christian Rohr, der sich auch zu Hause in Salzburg damit beschäftigte.<sup>26</sup> Milene Wegmann stellte 2005 in ihrer Berner Dissertation über die Naturwahrnehmung im Mittelalter die drei Grundtypen von Rolf Sprandel - archaisch, technisch, spielerisch - neben entsprechende Texte von Aristoteles und Albertus Magnus.<sup>27</sup>

## V

### Verfassung und Gesellschaft

An die Mentalitäten und Systeme schloß sich 1975 Verfassung und Gesellschaft im Mittelalter an. Dieses Buch knüpft an die Arbeit von Fritz Kern über das alte Recht an, verwendet aber einen weiteren Rechtsbegriff als Kern. Es schildert die verfaßten Verhältnisse von der untersten Ebene, Haus, Familie, Verwandtschaft bis hinauf zum Territorialstaat, den überstaatlichen Gebilden, dem heiligen römischen Reich, bis zu der katholischen Kirche und lockereren Gebilden, wie der Ritterschaft und den Städtebünden.

Insofern diese Verhältnisse alte waren, und zwar gelebte und bewährte, gewannen sie eine normative Kraft. Die normative Kraft war ungleich in dem einen oder anderen Fall je nach den Interessen und Mächten, die hinter ihr standen. Die unterschiedliche Normativität in einzelnen Bereichen des alten Rechts und der verfaßten Verhältnisse durften Karl Kroeschell aber nicht dazu verleiten, dem mittelalterlichen Recht die Normativität schlechthin abzusprechen.<sup>28</sup>

Mit der Ausweitung des Rechtsbegriffs gegenüber Fritz Kern und der Vorstellung einer abgestuften Normativität stehe ich unter dem Einfluß von Niklas Luhmann<sup>29</sup> und bin mit meinem Rechtsbegriff von der vielfältigen von Karl Kroeschell und anderen geübten Kritik an Fritz Kern nicht mehr betroffen.

In mehreren kleinen Aufsätzen habe ich mich mit der

---

<sup>25</sup> Vorlesung Lyrik IV von Braungart, 20.12.2001

<sup>26</sup> <http://www.sbg.ac.at/ges/people/rohr/nsk2002.htm>.

<sup>25</sup> Milene Wegmann, Naturwahrnehmung im Mittelalter im Spiegel der lateinischen Historiographie des 12. und 13. Jahrhunderts, Bern 2005 (Peter Lang).

<sup>28</sup> Karl Kroeschell, Deutsche Rechtsgeschichte 2 (1980) S. 84-86; Ders., Verfassungsgeschichte und Rechtsgeschichte des Mittelalters, in: Der Staat, Beihefte 6 (1983) S.74-76.

<sup>29</sup> Niklas Luhmann, Rechtssoziologie, Reinbeck/Hamburg 1972.

Verfassungsgeschichte unter dem Aspekt der Entwicklung beschäftigt, am meisten wohl 1981 in einem Vortrag in Hofgeismar, der 1983 veröffentlicht wurde. Dabei ging es um die Entwicklung von der älteren, mittelalterlichen Verfassung in ihrem umfassenden Sinn zu den Konstitutionen des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Ausgangspunkt dieser Entwicklung waren die Herrschaftsverträge, die seit dem 13. Jahrhundert ein Fürst und seine Stände miteinander schlossen. Sonderrechte des Fürsten, Hoheitsrechte, wie etwa das Bergregal, sollten zugunsten der Stände eingeschränkt werden.

Es ist wohl allzu missverständlich, wenn Ewald Grothe 2005 aus meiner Arbeit herausliest, die Geschichte der Institutionen sei Wegbereiter der Konstitution gewesen.<sup>30</sup> Die Sonderrechte werden hier wohl als Institutionen bezeichnet. Sie können nur Bedeutung für die Konstitution gewonnen haben, indem sie durch die Herrschaftsverträge gewissermaßen umgedreht wurden: Von einem Privileg des Fürsten werden sie zu einer Einschränkung. Wie kam es dazu?

Hier sei nur kurz vermerkt: Die Geschichte der Magna Charta nach 1215 beruht auf einer allmählichen Vergrößerung der Gremien und Wählerschaften für die Gremien. Wenn man diesen Proto -Typ der europäischen Herrschaftsverträge verallgemeinern darf, kann man vielleicht von einer mehr oder weniger schnellen Ausweitung der Partizipation an den Staatsdingen sprechen, die die Bedeutung der Herrschaftsverträge an hob und zur Konstitution führte.

Der Beitrag von 1983 endet nicht mit der Konstitution, sondern wirft noch einen Blick auf eine "postkonstitutionelle Verfassungsgeschichte", in der seit 1918 wieder einen weiter gefaßten Verfassungsbegriff zur Geltung kommt, in den siebziger und achtziger Jahren zum Beispiel in Erscheinungen wie der "konzertierten Aktion" und Bürgerinitiativen. Heute könnte man die Reihe der Beispiele erheblich verlängern. Der Mediävist kann lernen und lehren (schrieb ich 1983), mit solchen postkonstitutionellen Phänomenen umzugehen. Franz Furger zeigte 1998 in einem Buch über christliche Sozialethik in pluraler Gesellschaft (S.32), wie sehr ich damit Recht hatte. Er bezog sich auf Verfassung und Gesellschaft (letzte Auflage 1994), wenn er schrieb, Sprandels Verfassungsgeschichte sei besonders deswegen wichtig, weil hier die Verfassung nicht mehr die geschriebene ist, sondern "Gewohnheitsrecht", das vielerlei umfaßte, zum Beispiel "Gepflogenheiten" und so werden "Strukturen freigelegt, die sozialetische Diskussionen neu zu interessieren beginnen". Dieser Satz ist wohl wie folgt zu ergänzen: Im Umgang mit dem von Furger so genannten Gewohnheitsrecht kann man lernen nach ethischen Normen zu suchen, die zwar aus der geschriebenen Verfassung und positivem Recht herausfallen, aber neuen Gemeinschaftsformen hilfreich sein können.

Das Institut für Staatspolitik veranstaltete 2006 in Berlin unter der Überschrift "das neue Mittelalter" ein Kolleg. Damit wurde der Freiraum gemeint, den Gegenwartsströmungen Gemeinschaften und Normen einräumen, die sich außerhalb des Staates und des positiven Rechts entfalten. Holger Lucas greift bei der Schilderung des neuen Mittelalters (im Internet) auf das alte Mittelalter zurück,

---

<sup>30</sup> Ewald Grothe, Zwischen Geschichte und Recht, München 2005, S.42.

dessen Ordnungsgefüge in dem Buch Verfassung und Gesellschaft dargestellt wurde

Sowohl Furger als auch Lucas gehen *cum ira et studio* an das Thema. Furger begrüßt offenbar neue Anwendungsgebiete für sozialetisches Denken, Lucas möchte diese Gebiete zugunsten des Staates so klein wie möglich halten. Er konnte jedoch nicht verhindern, dass in den neunziger Jahren in einem weiteren Bereich die Wirkungsmöglichkeiten des Staates in Frage gestellt wurden, in dem des Strafrechts. Eine Gruppe europäisch-amerikanischer Strafrechtler strebte aus einer dem Staate gegenüber skeptischen Einstellung heraus nach einem Wiederaufleben des mittelalterlichen Sühneverfahrens, des privaten Ausgleichs bei Straftaten. 1993 wurde nun von der DFG ein Forschungsschwerpunkt gegründet, der bis 2001 arbeitete und an dem ich beteiligt war, für den ich neben der Betreuung einiger Dissertationen und anderer Beiträge von Mitarbeitern zwei Aufsätze verfaßte (1999 und 2006).

Der Forschungsschwerpunkt war als ganzer nach keiner Seite - weder für noch gegen den Staat - politisch ausgerichtet. Immerhin gehörte einer der eben erwähnten reformerischen europäisch-amerikanischen Strafrechtler, Klaus Lüderssen, zu den Teilprojektleitern und Herausgebern der Schriften. Die gemeinsame Absicht des Forschungsschwerpunktes war es, die den Strafrechtlern gewohnte Formel von der Geburt der Strafe im Hochmittelalter durch ein differenziertes Bild abzulösen. Die alten Sühneverfahren lebten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit weiter, aber wo und in welcher Form? Das obrigkeitliche Strafen wuchs daneben, rascher bei den Unterschichten als bei dem Adel und dem gehobenen Bürgertum. Das entstehende Bild war auch in geographischer Hinsicht sehr zersplittert. So bemühte ich mich, die Bestrebungen und Sehnsüchte nach einer großräumigen und einheitlichen Strafjustiz herauszuarbeiten. Die Träger solcher Bestrebungen und Sehnsüchte hatten eigentlich nur einen großen Erfolg: das Fehdeverbot des Reiches von 1495.<sup>31</sup>

Die Vorstellung von einer Verfassungsgeschichte als Fortschritt oder als Modernisierung klingt sowohl bei Otto Brunner wie auch bei mir an. Dem widerspricht nun entschieden die Verwendung der mittelalterlichen Verfassung als Instrumentenkasten, aus dem das aktuell brauchbare herauszunehmen ist, wie es die genannten reformerischen Strafrechtler vorhatten. Quantitativ überwiegt heute die Vorstellung von einer Verfassungsgeschichte als Fortschritt. Japanische Kollegen, die mich um 1980/1990 besuchten, fragte ich, warum sie kämen. Ihre Antwort lautete: Gerade das frühe Europa sei für Japan ein Entwicklungsmodell.

In einem Forum der ARD Tagesschau, das am 1. Januar 2008 im Internet angezeigt wurde, empfahl ein Teilnehmer - Bakisio - zum innerpalästinensischen Machtkampf für den, der in den "europäischen Werdegang" eintreten wolle, die Lektüre von Verfassung und Gesellschaft. Auch Bakisio geht es also um die Übertragung eines Entwicklungsmodells aus einem anderen Land und aus einer anderen Zeit.

---

<sup>31</sup> Etwa gleichzeitig wurde von Horst Brunner eine Forschergruppe über das Bild des Krieges im Mittelalter ins Leben gerufen. Ihre Arbeiten, an denen ich beteiligt war, berührten sich eng mit denen des Strafrechtsprojektes.

Um schließlich an das andere Ende Europas zu gehen: Der litauische Gelehrte Gudavicius Edvardas empfiehlt das gleiche Buch um den process of development of legal culture in seinem Land besser zu verstehen und besser fördern zu können.<sup>32</sup> Die Zwänge, die sich aus dem Eintritt Litauens in die EU ergaben, dürften ihre Rolle gespielt haben. Während Bakisio nur eine innere Staatsentwicklung, die Frieden ermöglichte, im Auge hatte, geht es in Litauen um eine Rechtskultur in der Komplexität, die sie in Europa erreicht hatte, und die sich im Mittelalter abzeichnete.

## VI

### Hamburg und das Hochstift Würzburg

An meine Arbeiten über die Eisenproduktion schlossen sich schon seit 1967 hansische Studien an, die zum Teil durch Aufgaben meines ersten Lehrstuhls in Hamburg bedingt waren. Die Arbeiten waren nicht zuletzt materieller Art. Es galt, engagierte junge Mitarbeiter an die Akten des Hamburger Staatsarchiv heranzuführen, die als Massenquellen Auskunft geben über Armut und Reichtum der Hamburger Kaufleute und Handwerker im Rahmen der Rentebücher, das heißt der gut erhaltenen Buchführung über den Immobilienkredit im Mittelalter. Nach Jürgen Ellermeyer, einem Mitarbeiter der ersten Stunde und zugleich heftigem Kritiker bald nach 1968, wurde das Projekt aus der Unzufriedenheit mit der auch im hansischen Raum überwiegenden Bearbeitung von Urkunden und Persönlichkeiten geboren. So konnte das Hamburger Projekt "in der intensiven Beschäftigung mit lediglich einer (Massen)- Quelle einen gewissen Durchbruch" erzielen.<sup>33</sup>

Wie weit läßt sich der Handel im hansischen Raum zurückverfolgen? Es gab germanische, insbesondere friesische Gilden und es gab, wenn man die Rheinlande mit einbezieht, jüdische Händlergesellschaften, die verständlicher Weise bei der Traditionsbildung für den germanischen und hansischen Handel unberücksichtigt blieben. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde man darin offener. Da wir in Rabbiner-Urteilen eine schöne Quelle über jüdische Gemeinden an rheinischen Handelsplätzen haben, konzentrierte ich mich in einem Handbuchartikel (1971) vornehmlich auf diese jüdische Komponente des vorhansischen Handels. Von Michael Toch wurde ich dafür zusammen mit einigen schon Verstorbenen und Peter Johanek "in eine Ehrenliste der Disziplin" eingetragen. Wir hätten für die jüdischen Kaufleute einen Anteil an der Vermittlung der antiken Kultur ins Mittelalter herausgearbeitet.<sup>34</sup>

---

<sup>32</sup>Lietuvos istorijos studijos 9 (2005/2006)

<sup>33</sup> Jürgen Ellermeyer, in: Die Sozialstruktur und Sozialtopographie vorindustrieller Städte (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 1) 2005, S.19-21.

<sup>34</sup>Michael Toch, Kultur des Mittelalters, jüdische Kulturen des Mittelalter. Das Problem aus der Sicht der Wirtschaftsgeschichte (Historische Zeitschrift.



Im Rahmen der Hamburger Studien wandte ich mich also den Immobilienrenten zu. Sie zeigen deutlicher als die übrigen wirtschaftsgeschichtlichen Statistiken, dass einem Wachstum natürliche Grenzen gesetzt sind, die erst fallen, wenn große technische und mentale Veränderungen durchgesetzt sind. Der Immobilienkredit - meist auf 2/3 des Immobilienwertes begrenzt - kann nicht wachsen, wenn die Zahl der Immobilien erschöpft ist. Diese Grenze scheint zum Beispiel in Hamburg am Ende des 15. Jahrhunderts für eine gewisse Zeit erreicht worden zu sein (VSWG 59, 1972, S. 473-488).

Die Wirtschaftsgeschichte wurde und wird im Rahmen der deutschen Mediävistik vernachlässigt. Unsere Hamburger Forschungen waren eine Ausnahme. Um Wirtschaftsgeschichte zu betreiben, bedarf es eines angeborenen Sinns für statistische Zahlen und für die Realien der materiellen Kultur. Dieser Sinn war in unserer Hamburger Gruppe vorhanden.

Für die Hanseforschung kam ein weiteres Motiv hinzu. Wolfgang von Stromer vertrat in einem Aufsatz die These, die Hanse sei handeltechnisch unterentwickelt geblieben. Ihr hätten unter anderem moderne Gesellschaftsstrukturen, so die Kartellbildung, gefehlt. Der Zahlungsverkehr sei primitiv gewesen. Die These fand zunächst einigen Beifall und regte mich 1984 zum Nachdenken über die Konkurrenzfähigkeit der Hanse an. Die Abwehr anachronistischer, modernistischer Verfälschungen gehörte zu der Art von historischer Systemanalyse, die ich mir zur Aufgabe gemacht hatte. Die Stärke der Hanse lag in einer Art "Privilegienpanzer", den die Hanse sich diplomatisch erwarb, in dem Ausschluß Nichtdeutscher von den hansischen Handelsgesellschaften, in der Monopolstellung der hansischen Kontore im Ausland für den Warenfluß zwischen den Bürgern von Hansestädten und Fremden, in der verwandtschaftlichen Solidarität, in nationalen Vorurteilen und anderem.

Überwiegend stützte sich die Hanse auf Mittel, die noch in der Herkunft der Hanse aus unabhängigen, fahrenden Gilden wurzelten. Die Hanse wurde dadurch nicht geschwächt, sondern solange ihr Umfeld damit übereinstimmte, war sie allen Konkurrenten überlegen. Dabei ging es um das Wesen der Hanse, die als typisch mittelalterliches Gebilde aus einer Mischung traditioneller und von heute her gesehen fortschrittlicher Elemente, wie Handelsbücher, Giralverkehr und regelmäßiger Kreditierung der Kaufsumme (Borgkauf) bestand. Franz Irsigler, der zunächst zu den Anhängern Stromers gehörte, schrieb nach dessen Tode: Die provozierenden Thesen von Stromer konnten klar durch Rolf Sprandel widerlegt werden.<sup>35</sup>

Mein Aufsatz von 1984 kann als Vorarbeit für neueste Netzwerkstudien, für die Anwendung des Netzwerk Modells auf die Hanse gelten. Stephan Seltzer und Ulrich Christian Ewert schrieben 2001: "Sprandel unterschied treffend zwischen hierarchischer und partnerschaftlicher Struktur der Handelsbeziehungen." Die erste war in Oberdeutschland bestimmend. Der hansische Handel beruhte "idealtypisch auf der Kooperation von sowohl rechtlich und finanziell unabhängigen als auch

---

Beiheft 32) München 2001, S.8.

<sup>35</sup>Franz Irsigler, Wirtschaftsgeschichte und deutsche Mediävistik, [http://geschichte.uni-trier.de/fileadmin/user/upload/Landeskunde% ...](http://geschichte.uni-trier.de/fileadmin/user/upload/Landeskunde%...)(2004) S.12

hinsichtlich Strategie und Kontrolle selbständigen Kaufleuten". Ein weiteres kommt hinzu. Hansische Kaufleute verdienen in der Regel nicht aneinander. Der Partner konnte nur die Kosten in Rechnung stellen, die ihm entstanden waren. Der eigentliche Lohn lag in der Gegenseitigkeit.<sup>36</sup>

Das mittelalterliche Zahlungssystem nach hansisch-nordischen Quellen des 13.-15. Jahrhunderts heißt ein Buch, das schon 1975 erschien. Es sollte auch etwas zum Wesen der Hanse beitragen, dann aber ein Beispiel für eine Systembetrachtung liefern. Zunächst wurden die Münzstätten und die von ihnen befruchteten Zahlungsströme katalogartig aufgelistet. Die für das Spätmittelalter typische, sich sachlich weit ausdehnende Monetarisierung, reichte vom Herrschaftsbesitz zum Kriegswesen (Sold, Beute, Lösegeld usw.), zur Frömmigkeit, zur Käuflichkeit des Rechts und anderem. Die nichtkommerziellen Zahlungsströme übertrafen die kommerziellen bei weitem. Jede Zahlung wurde mit dem Gedanken an Verzinsung verknüpft und dadurch entstand eine Grundlage für das kapitalistische Denken der Neuzeit.

Entsprechend dem Partikularismus und der Ambivalenz des mittelalterlichen Rechts waren die Sicherungsmittel ein besonderes Problem. Unvollkommene, unterschiedlich anerkannte Schriftstücke, Bürgen, Einlager und Deposita werden genannt. Bei dem Charakter des Zahlungssystems im ganzen waren seine auch geographischen Grenzen zu schildern, die zum Beispiel Gegenden und Zeiten ausschlossen, wo Naturalien als Tauschmittel vorherrschten. Das Zahlungssystem hatte Normen in dem oben geschilderten abgestuften Sinn und bei denen sich meist eine Verzahnung mit anderen Normensystemen ergab.

Die Forschungen zur fränkischen Adels- und Territorialgeschichte, die ich 1973 begann, knüpften an die Monetarisierung des allgemeinen Lebens und die nicht kommerziellen Zahlungsströme an. Zuerst ging es um die Agrarrente. In Süddeutschland hatte die Agrarrente eine ähnliche Entwicklung wie die hansische Immobilienrente. Der Kauf der Agrarrenten fand ein Ende, wenn die Belastbarkeit der Bauern nicht mehr gesteigert werden konnte. Durch radikale Zinssenkungen konnte in beiden Fällen der Spielraum mittelfristig erweitert werden. Aber bald war auch dieser erweiterte Spielraum erschöpft. Wenn immer neues Kapital angeboten wurde, mußte man nach ganz neuen Anlagemöglichkeiten suchen.

Die Verpfändung von Territorialämtern war im 15. Jahrhundert durchgehende Praxis vor allem in Süddeutschland. Ein herausragendes Beispiel ist das Hochstift Würzburg, dessen etwa 40 Ämter fast alle verpfändet waren. Die Landeshistoriker beurteilten die Erscheinung von modernen Kriterien aus und sprachen von einer ungezügelten Verschuldung der Fürsten für die Hofhaltung, privaten Luxus, Versorgung der Söhne und Töchter und anderes.

Von der Reichspfänder-Forschung Landwehrs her kam der Anstoß, die Pfändämter als verfassungsgeschichtliches Phänomen einer bestimmten Epoche zu

---

<sup>36</sup>Stephan Selzer und Ulf Christian Ewert, Verhandeln und Verkaufen, Vernetzen und Vertrauen. Über die Netzwerkstruktur des hansischen Handels, in: Hgbl 119 (2001) bes. S. 140-149.

sehen.<sup>37</sup> Die Fürsten brauchten adelige Helfer. Das hatte in der Blütezeit des Lehenwesens zum Verlust ganzer Landesherrschaften geführt. Jetzt konnte der Fürst jedes Amt, an dem ihm lag, durch Zahlungen zurückholen. Die Mittel dazu konnte er sich auf verschiedene Weisen beschaffen. Ohne das Institut des Pfandamtes wären die kleinen Staaten der Neuzeit, die das Bild in weiten Teilen Deutschlands bestimmten, nicht entstanden. Joseph Morsel zitiert meine Formulierungen in französischer Übersetzung und sieht darin eine "administration particulière" wie sie zu einer "histoire comparative des institutions assortie des perspectives sociologiques" gehört.<sup>38</sup>

Die Amtsverpfändungen gehörten zu den Forschungen über Niederadel und Bauern, die mich in Würzburg beschäftigten. Auch dieses Mal ging es wie davor in Hamburg um das Heranführen von Schülern und Mitarbeitern an archivalische Massenquellen. Im Unterschied zu damals wurde dieses Mal die EDV eingesetzt und der Rahmen des Materials konnte entsprechend weiter gespannt werden. Das Zentrum bilden die Würzburger Lehenhofakten von 1303 bis 1519. Dazu wurden urbarielle Quellen und Urkunden, die Lehenempfänger betreffen, genommen. Die Lehenempfänger waren meist Niederadelige. Die Bauern gehörten zu den empfangenen Lehen und den Urbaren.

Die Niederadels- und Bauernforschung war thematisch kaum neuartig, konnte aber wegen der einzigartigen Materialfülle auch an Qualität gewinnen. Mit wenigen selbständigen Aufsätzen ging ich voran und dokumentierte meine Beteiligung darüber hinaus durch zwei Gemeinschaftsarbeiten, die eine mit Hans-Peter Baum, die andere mit Dieter Rödel. Diese beiden Mitarbeiter lieferten auch die wichtigsten Monographien, der erste eine klassische Lehenhofanalyse,<sup>39</sup> der zweite eine Analyse des ersten Würzburger Salbuch, insbesondere in seiner Bedeutung für die Dorf- und Bauernforschung.<sup>40</sup>

Ein dritter, Joachim Schneider, brachte nun wirklich etwas ganz Neues, einen Vergleich der Adelsschichtung in Franken mit der in Bayern und Sachsen.<sup>41</sup> In den durch territorialstaatliche Organisation geprägten Ländern gab es keinen Niederadel, der dem in Franken ähnlich wäre. Der fränkische Niederadel schrumpfte und formte

---

<sup>37</sup> Götz Landwehr, Die Verpfändung der deutschen Reichsstädte im Mittelalter, Köln 1967.

<sup>38</sup> Joseph Morsel, A quoi sert le service d' état? XXIX Congrès de la S.H.M.E.S. (Pau 1998). Publications de la Sorbonne, Paris 1999, S.1.

<sup>39</sup> Als Manuskript im Staatsarchiv und im Stadtarchiv in Würzburg einsehbar.

<sup>40</sup> Dieter Rödel, Das erste Salbuch des Hochstifts Würzburg. Agrargeschichtliche Analyse einer spätmittelalterlichen Quelle (Studien zur bayrischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 13) München 1987.

<sup>41</sup> Joachim Schneider, Spätmittelalterlicher deutscher Niederadel. Ein landschaftlicher Vergleich (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 52) Stuttgart 2003.

sich um in die Reichsritterschaft, mit der im 16. Jahrhundert eine neue Epoche der Adelsgeschichte beginnt.

Die genannten und andere Mitarbeiter haben in ihren Arbeiten für begrenzte, aber zentrale Fragen neuartige und zum Teil mit Risiko behaftete Methoden angewandt, von den ich wünschte, dass sie noch mehr als bisher diskutiert würden. Nur zwei Beispiele sollen herausgehoben werden. Peter Rückert nutzt das reiche spätmittelalterliche Datenbankmaterial und reduziert von dessen Bild den in Unterfranken auch außergewöhnlichen Kenntnisstand des Frühmittelalters. Das Ergebnis ist der hochmittelalterliche Landesausbau.<sup>42</sup> Rudolf Harrer zieht die Nachrichten über den Kirchenzehnten in einem ausgewählten Ausschnitt Frankens heran, um das zehntpflichtige Einkommen von Dörfern und Bauern zu ermitteln. Der Durchschnitt lag immer unter dem, was heute als existenznotwendig betrachtet wird.<sup>43</sup>

## VII

### Altwerden in der Vormoderne

Im Kreise des Freiburger Instituts für Historische Anthropologie, dem ich seit der Gründung 1970 angehörte, wurde immer diskutiert, welchen sachlichen Umfang diese Anthropologie haben sollte. Am meisten Anklang fand die körpernahe Anthropologie, die sich unter anderem mit Geburt, Geschlechtertrennung und Tod beschäftigte. Da der historische Anthropologe kein Mediziner oder Biologe ist, hat er sogleich mit der sozialen, rituellen, rechtlichen, ethnischen und anderen Umgebung der körpernahen Anthropologie zu tun. Der historische Anthropologe wird dabei sehr schnell zu einem Mentalitätsforscher, denn er erfährt aus den Quellen dieser Umgebung hauptsächlich das, was die Menschen über Geburt, Geschlechtertrennung und Tod dachten.

Ich beteiligte mich an den Arbeiten des Instituts mit einem 1986 erschienenen Beitrag über illegitime Kinder im Mittelalter und mit einem 1989 erschienenen Beitrag über das Frauenbild in den - ausschließlich von Männern verfaßten - Chroniken des Spätmittelalters. 1992 folgte eine Arbeit über Geschlechterrollen. Aus der Arbeit von 1986 sei nur hervorgehoben, dass sich die Bewertung der illegitimen Kinder geändert hat, nachdem der Adel von der Kirche eine gewisse Meinungsführerschaft

---

<sup>42</sup>Peter Rückert, Landesausbau und Wüstungen des hohen und späten Mittelalters im fränkischen Gäuland, Würzburg 1990.

<sup>43</sup>Rudolf Harrer, Der kirchliche Zehnt im Gebiet des Hochstifts Würzburg im späten Mittelalter (Forschungen zur fränkischen Kirchen- und Theologiegeschichte 15), Würzburg 1992.

übernommen hat.<sup>44</sup>

1979 erschien mein Buch über Altersschicksal und Altersmoral in der mittelalterlichen Bibelexegese der Pariser Universität. Es ging um die Beleuchtung einiger zusammengehöriger Bibelworte der Psalmen und der Paulusbriefe in einem langen zeitlichen Wandel. Die Methode wurde zuerst von H. Denifle über "sola fide" angewandt<sup>45</sup> und dann immer wieder, auch über politische Themen, wie in diesem Fall über ein anthropologisches Thema. In keiner der vorhergehenden und nachfolgenden Anwendungen wurde die Methode durch die Beschränkung auf einen Ort der Exegese, in diesem Fall auf die theologischen Fakultät von Paris, stringent gemacht.

Von Paris aus gingen Lehreinflüsse auf alle theologischen Schulen Europas, wo Lehrer ausgebildet wurden, die auch den Laien den Inhalt der Interpretation vermittelten. Wie intensiv die Rezeption jeweils war, muß offen bleiben. Immerhin stößt man gelegentlich auf eine Rückmeldung, ein Reply im künstlerischen und literarischen Milieu, in Bild Darstellungen und in nichtexegetischen Texten.<sup>46</sup>

Im Unterschied zu den Studien über Ivo von Chartres, die eine in etwa homogene Gruppe als Träger von Mentalitäten erfaßt, beschränke ich mich hier auf Beeinflusser, Texte und Prediger, die ihrerseits ganz homogen, an zentraler Stelle positioniert und mit unbegrenzten Möglichkeiten ausgestattet sind, die Mentalität anderer Gruppen im Hinblick auf das Alter zu beeinflussen.

Altersschicksal und Altersmoral bezeichnet die Schwergewichte, auf die das Alte und das Neue Testament die Behandlung des Alters legen. Die Gegensätze, die darin, wie in der ganzen Gegenüberstellung des Alten und Neuen Testaments, enthalten sind, wurden hauptsächlich durch eine allegorisierende Sichtweise der Exegeten ausgeräumt. Zum Beispiel entspricht das Alter in den Psalmen dem ewigen Leben, aber nicht nur diesem. Es gab verschiedene Möglichkeiten der Allegorisierung.

Durch das autoritative Fortleben der alten Exegesetexte, etwa des Ambrosiasters oder Augustins, war viel Kontinuität in den Interpretationen. Dennoch machen sich drei große Schübe der Exegese Geschichte bemerkbar: der Einfluß der jüdischen Interpretation beim Alten Testament, die franziskanische und schließlich die humanistische Interpretation. Die Vorliebe für den Literalsinn auch des Alten Testaments wuchs. In moralischer Hinsicht bleibt es bei der Aufforderung des Paulus, dass die Alten durch ihre Moral ihr Schicksal selbst bewältigen. Die Verantwortung der Gesellschaft für die Alten erscheint hier und da als schwacher Vorläufer, kam in ganzen erst im 19. Jahrhundert zum Durchbruch.

---

<sup>44</sup>Vgl. zustimmend Ludwig Schmutge und Beatrice Wiggerhauser, Illegitimität im Spätmittelalter, München 1994, S.57.

<sup>45</sup>H. Denifle, Die abendländischen Schriftausleger bis Luther über Iustitia Dei (Rom 1.17) und Iustificatio, 2. Aufl., Mainz 1905

<sup>46</sup>Vgl. Elizabeth Sears, The Ages of Man. Medieval Interpretations of the Life Cycle, Princeton 1986, bes. S. 191; Renate Blumenfeld-Kosinsky, The Compensation of Aging: Sexuality and Writing in Christine de Pizan and Colette, Vortrag in Groningen Juni 2002. In beiden Fällen ist die Rezeption besonders konzentriert auf Cicero, De senectute, der auch für die Exegese herangezogen wurde, aber offenbar mehr Eingang fand als die übrige Bibelexegese

Wie schon aus diesen Bemerkungen hervorgeht, haftet der Exegese über das Altern eine gewisse Ambivalenz an. Wenn Wilfried Hartmann in einer frühen Stellungnahme dazu im Deutschen Archiv 1984 (S.333) diese Ambivalenz ausnutzt, um zu folgern, dass die Hinweise des Verfassers auf Mentalitätswandel im 13. Jahrhundert "nicht immer nachvollzogen werden können" und Michael Borgolte ihm noch 12 Jahre später nachspricht, "der Mentalitätswandel" von ca. 1230 "bleibt ungreifbar",<sup>47</sup> so vernachlässigen diese Autoren - aus welchem Motiv auch immer - die langen Reihen von Nachweisen, die ich im Schlußkapitel des Altersbuches dafür gesammelt habe.

Hans-Henning Kortüm löst die Ambivalenz in der entgegengesetzten Richtung auf und schreibt, mit dem zunehmenden Realismus werde das Altersbild in der Exegese immer düsterer. Er kann sich in seinem auch 1996 erschienen Buch<sup>48</sup> die inzwischen zahlreichen westeuropäischen Veröffentlichungen etwa über die Angst im Abendland<sup>49</sup> zu nutze machen. Youri Bessmertny beobachtet die Tendenz, die Lebenserwartung zu verkürzen und das traurige Alter schon früher; etwa mit vierzig; beginnen zu lassen, so auch der Pariser Exeget Jacobus Perez.<sup>50</sup> Franz Fuchs bemerkt, dass der Exeget Guillaume Breda das Psalmwort 89,10 über die Schwierigkeit, siebzig und achtzig zu werden, präzisiert: Von Tausend werde kaum einer siebzig.<sup>51</sup>

## VIII

### Chronisten als Zeitzeugen

In den ersten Jahrzehnten des Instituts für historische Anthropologie entstand eine Konkurrenzströmung zu dieser Forschungsrichtung, die die kleinräumige Forschung, die Erfassung aller Menschen in einem kleinen Raum, für richtiger hielt. Sie unterstellte den Forschungen "in der Umgebung des Saeculum", darunter auch mir, "antianalytische Vorurteile". Winfried Schulze, der in seinen Kleinen Schriften, die 2007 durch das Internet bekannt wurden, den Gegensatz Makrohistorie und

---

<sup>47</sup>HZ Beiheft 22, 1996, S. 409.

<sup>48</sup>Hans-Henning Kortüm, Menschen und Mentalitäten, Berlin 1996, S. 253.

<sup>49</sup>Jean Delumeau, Angst im Abendland. Die Geschichte der kollektiven Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, französisch zuerst Paris 1978, deutsch Reinbek 1985.

<sup>50</sup>Youri Bessmertny, La vision du monde. L'histoire démographique en France aux IXe-XVe siècles, Paris 1991, S.54.

<sup>51</sup>Franz Fuchs, Buchbesitz als Altersvorsorge, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 107 (Stuttgart 2006). S. 683f.

Mikrohistorie in den Zusammenhang der historischen Anthropologie bringt, meint, den Mikrohistorikern würde "das Feldforschungsprogramm der Ethnologen durch teilnehmende Beobachtung einen Zugang zum fait social total" verschaffen.

Nun, dieses fait social total hatte ich indirekt gemeint, als ich in dem Buch *Mentalitäten und Systeme* ausführte, die Menschen trügen nicht nur eine, sondern mehrere Mentalitäten mit sich. Alle Mentalitäten kann man wohl nur in kleinräumiger Begrenzung in den Blick bekommen. Die Arbeiten des Instituts für historische Anthropologie waren aber überwiegend auf einzelne große Mentalitäten, die etwa in einem großen religiösen Text, in Konfuzius Texten etwa für China, in den Veden für Indien, enthalten waren. Auch meine zitierten Ausschnittstudien über Kind, Frauen und Alte sind zwar sozial fester verankert als die hochkulturellen Zentraltexte, stellen aber nur eine partielle Mentalitätenforschung dar.

Wie schon das Altersbuch zeigt, versuchte ich in den letzten Würzburger Jahrzehnten mehr in die Tiefe und Breite des gesellschaftlichen Selbstverständnisses zu kommen. Dabei begleitete mich auch der Gedanke, die Kluft zwischen Makrohistorie und Mikrohistorie zu schließen oder wenigstens zu verkleinern. Je größer die Zahl der Mentalitäten in einer Gruppe ist, desto mehr nähert man sich dem fait social total an. Eine Vorklärung erwartete ich 1985 von dem Buch *Gesellschaft und Literatur im Mittelalter*, das aus einer Vorlesung hervorgegangen war. Darin werden zunächst die Wege geschildert, auf denen die großen gesellschaftlichen Gruppierungen: Kirche, höfisch-ritterliche Gesellschaft und Bürgertum Literatur bereitstellten. Dann folgen die Aufgaben, die eine derart bereitgestellte Literatur in einer Rückwirkung auf die gesellschaftlichen Formationen hat. Die Frage, ob die Literatur die Gesellschaft schlicht widerspiegelt, ist entschieden zu verneinen. Die funktionale Verknüpfung von Literatur und Gesellschaft ist von Ort zu Ort unterschiedlich, sagt aber trotz aller Komplexität etwas aus über die Gesellschaft und ihren Wandel.

Dieses Buch zeigt bei seiner Rezeption die ganze Schwierigkeit interdisziplinärer Ausrichtung. Ein Bamberger Germanist beklagt sich 2005 bei einer Einführung in sein Fach, dass "die Darstellung manchmal in Gefahr gerate die textuellen und die psychologischen Aspekte zu vernachlässigen und die komplexen Verhältnisse zu sehr zu vereinfachen."<sup>52</sup> Eine solche Kritik lässt fragen, ob nicht gewisse Defizite bei der interdisziplinären Ausrichtung unvermeidbar, aber zulässig sind, wenn dadurch Gewinne erzielt werden, die anders nicht zu machen wären.

Die *Chronisten als Zeitzeugen* erschienen 1994 und sind eine Zusammenfassung früher schon gedruckter Aufsätze über Chroniken kombiniert mit einigen neueren Arbeiten, einschließlich der Edition einer kleinen Münchener Weltchronik von 1273/1294-1473. Die Aufgabe dieses Sammelbandes war es, das zerstreute und vielfältige Material leicht greifbar in der Hand von Dozenten und Studenten wirken zu lassen, eine Aufgabe, die nach dem Ausweis des Internets in den letzten 15 Jahren auch erfüllt wurde. Birgit Studt zum Beispiel, die das Buch gleich nach Erscheinen mit einer ablehnenden Rezension begrüßte, hat nach ihrer Berufung auf den Freiburger Lehrstuhl für ihr erstes Seminar 2006 die Lektüre der *Chronisten als Zeitzeugen* empfohlen.

---

<sup>52</sup> [http://www.uni-bamberg.de/split/lis-bennewitz/literatur/literatur\\_grundlegendes..htm](http://www.uni-bamberg.de/split/lis-bennewitz/literatur/literatur_grundlegendes..htm)

Das Buch sollte die spätmittelalterlichen Chroniken, die bisher hauptsächlich als Sammelbecken von Legenden studiert wurden, nun für die Mentalität ihrer Zeit heranziehen. In den letzten 150 Jahren des Mittelalters wurden in Deutschland wenigstens 250 Chroniken von allen Ständen - allerdings fast ohne die Bauern - an allen Orten verfaßt. Nach einem großen Abschnitt über die Entstehung der Chroniken und über spezifische Formen der Überlieferung wird das in ihnen greifbare breite Gerede über die Zeitläufe in Schwerpunkten herausgestellt. Kurzweil durch Geschichte, das Bild des Fälschers, der handwerklich-technische Aufschwung und der Streit um den Sakramentskult sind einige der Überschriften

Manuel Braun hat die Bedeutung der Zeitzeugenschaft der Chronisten am Beispiel des Verhältnisses zur Gewalt besonders herausgearbeitet. 2002 fand in Hannover eine Tagung über Gewalt und ihre Legitimation im Mittelalter statt. Damals leistete ich einen Beitrag über Legitimation und Deligitimation dieser Gewalt in den spätmittelalterlichen Chroniken Deutschlands, der 2003 im Druck erschien. Der Beitrag war noch ganz in dem Geistes des Buches Chronisten als Zeitzeugen geschrieben. Manuel Braun sieht darin 2005 einen ersten Schritt um - im Sinne von Norbert Elias - von roher archaischer Gewalt wegzukommen. Es sei richtig, die Gewaltwahrnehmung durch mittelalterliche Autoren zu erforschen. Diese ist noch in den älteren Schichten der Chronistik dadurch gekennzeichnet, dass Gewalt als etwas normales angesehen und etwa neben Naturereignisse gestellt wird. Der zweite Schritt führt noch nicht zu einer modernen Verrechtlichung der Gewalt. Aber es gab einen Fortschritt. Motor und Grenze war die starke Subjektivität der Chronisten bei der Verurteilung von Gewalt. Alles hing von ihrem Interesse oder ihrer Partei ab.<sup>53</sup>

Die Chronisten und die von ihnen vorgestellten Gestalten bilden keine homogene Gruppe. Die mentalitätsgeschichtliche Aufarbeitung hält sich an thematische Schwerpunkte und damit an abgegrenzte Gegenstandsbereiche, auf die jeweils einzelne Mentalitäten im Spätmittelalter bezogen sind. Es versteht sich, dass bei der Behandlung der Schwerpunkte in fast keinem Fall eine Mentalität aller 250 Chronisten und der von ihnen dargestellten Gestalten erfaßt wird. Aber immer sollten es für die spätmittelalterlich Chronisten wichtige Mentalitäten sein. Hier ging ich wohl am weitesten über die anthropologisch relevanten Mentalitäten hinaus, und es zeigte sich, wie außerordentlich vielfältig Mentalitäten werden können, wenn die Umstände es erlauben. Dazu zählen unter anderem Kommunikationsbedingungen und Entlastung von einer einseitig bedrohenden Lebensgefahr.

In den Annales veröffentlichte Pierre Monnet 2001 eine Rezension zu Chronisten als Zeitzeugen, die sehr vielseitig ist, interessiert Gewinne des Buches und Versäumtes bespricht.<sup>54</sup> Diese Rezension ist wohl verantwortlich dafür, dass sich in Deutschland die Einstellung zum Buch ins Positive wandte. Die oben angedeuteten inhaltlichen Schwerpunkte der 250 Chronisten tauchen gruppiert in größeren und abstrakteren Ordnungeinheiten bei Monnet wieder auf: Denkmoden, Wahrnehmung

---

<sup>53</sup> Manuel Braun, *Violentia und potestas. Mediävistische Gewaltforschung im interdisziplinären Feld*, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 127 (2005), S.441f.

<sup>54</sup> Annales. Histoire.Sciences Sociales 56, 2001 S. 1032-1034.



von Raum und Zeit, kultureller, historiographischer und sprachlicher Horizont, wachsender Appetit für faits nouveaux, Suche nach Unterhaltung und eine neue Freiheit mit der Wahrheit. Dann teilt Monnet mit mir besonders noch zwei Interessen: Das Interesse für die Chronisten und für Wandlungsvorgänge, die sich in den Chroniken spiegeln, was in einem schönen Absatz gipfelt:

“R. Sprandel sent souffler dans les chroniques qui le retiennent un vent nouveau : le chroniqueur de la fin du Moyen Âge aurait perdu son innocence et ne serait plus dupe de rien. Effet des crises répétées des deux siècles écoulés ? L'auteur (Sprandel) ne se prononce pas et laisse le lecteur chercher seul les raisons d'une évolution qui a tout pour annoncer le Moderne.”

Die 250 Chroniken wurden noch einmal, für mich ein letztes Mal, Arbeitsgegenstand einer Projektgruppe, Studenten aus meinen Seminaren, die ich als Mitarbeiter gewinnen konnte. Wir hatten das Interesse, den Arbeitsgegenstand zu erweitern, das heißt, Chroniken, die nur als Handschriften vorlagen, zu edieren. Dadurch sollten die Texte mit gesellschaftsgeschichtlicher Relevanz vermehrt werden. Ich selbst beteiligte mich an den Editionen sowohl mit Einzelbänden als auch mit Beiträgen zu Sammelbänden. Einzelbände waren auch zwei Mitarbeiter-Editionen, die Chronographia Interminata des Konrad von Halberstadt 1277-1359, die 1996 von Rainer Leng., und die Fortsetzungen zur Papst- und Kaiserchronik Martins von Troppau aus England, die 2004 von Wolfgang Valentin Ika herausgegeben wurde.

In einem kleineren Rahmen kehren die Mentalitäten von Gruppen wieder in dem Würzburger Ratsprotokoll, dessen Analyse ich 2003 veröffentlichte. Diese Quelle ist ein Idealfall, weil die Protokollanten eben nicht nur Anträge und Beschlüsse festhalten, sondern das ganze Gespräch, das sich in dem manchmal sehr ausgedehnten Ratsgremium zu den kritischen Fragen erhob, anklingen lassen. Bei der immer fortgehenden Sorge um die Repräsentanz unserer Mentalitätsquellen und um die Authentizität der in ihnen enthaltenen Aussagen wünscht man sich mehr Quellen dieser Art.

Die Ratsbürgerschaft ist homogener als die vorher besprochenen Chronisten. Die Abgrenzung ihrer Mentalitäten erfolgt gegenüber den Bischöfen und ihren Leuten, geistlichen und weltlichen, gegenüber dem Adel, Bauern Knechten und anderen. Mentalitäten werden außer in Beschlüssen und Einreden, in Handlungen und gegenständlichen Symbolen sichtbar.

## IX

### Zusammenfassung

Der erste Schwerpunkt meiner Arbeiten war der Adel im Frankenreich mit besonderer Berücksichtigung der Gruppen und Schichten des Adels. Schon wegen der Quellenverhältnisse mußten Klosterforschungen, besonders über St.Gallen, einbezogen werden. Nach der Berufung nach Würzburg 1973 dehnte ich diese Adelforschungen für Unterfranken bis in das Spätmittelalter aus, betrachtete den Wechsel der adeligen Schichten, vor allem die fränkische Ritterschaft, die aus der Ministerialität hervorgegangen ist. Der Adel organisierte sich in

Gemeinschaftsformen, die den besonderen Charakter des Rechts im Mittelalter hervortreten lassen. Formen mit gewissermaßen weichen Normen, mehr Struktur als Rechtsgebilde.

Der zweite Schwerpunkt waren die Lösung des Investiturstreits und die damit verbundenen Rechtsfragen. Welchen Gehalt haben die spezifisch mittelalterlichen Rechts- und Verfassungsbegriffe? Waren es Rechtsbegriffe oder ein Wandel in den Einstellungen gegenüber Staat und Kirche, die die Lösung brachten? Mehr noch als die vorhergehenden Adels- und Klosterforschungen verbanden sich diese Studien mit dem, was später Mentalitäten genannt wurde.

Ausgestattet mit einem Sinn für Statistik und Realien empfand ich frühzeitig ein Bedürfnis, die Gesellschafts- und Rechtsforschungen durch die Wirtschaftsgeschichte zu ergänzen. Daraus ergab sich ein dritter Schwerpunkt. In der Mitte meiner Wirtschaftsgeschichte stand lange Zeit die Geschichte der Eisenproduktion, eine langfristige, das Mittelalter Europas übergreifende Produktionsgeschichte, als Beispiel für quantitatives und qualitatives Wachstum - zugleich verbunden mit stagnierender oder rezessiver Nachfrage. Dieses Ergebnis verlangte nach Erklärung, die ich versuchte, aber bei der ich im "Rätselhaften des Fortschritts" stecken blieb.

Bald kamen die hansische Handelsgeschichte und schließlich die fränkische Weinproduktion hinzu. Die beiden Professuren in Hamburg und Würzburg waren beide an Orten mit reichen Massenquellen gelegen, die den zweiten Weltkrieg überdauert hatten und jetzt dem stadtgeschichtlichen Bild des Spätmittelalters neue Züge verleihen konnten. Für mich verstand sich im Sinne Humboldts die Forschung in enger Anbindung an die Lehre. So bemühte ich mich, Studenten an diese Quellenbestände heranzuführen und in beiden Fällen zusammenhängende Einzelforschungen anzuregen.

Aus Hamburg brachte ich nach Würzburg das Interesse für Zahlungsströme mit. Die Zahlungsströme mit ihren Münzstätten, Wechselplätzen, Währungen und Regeln mit Strafen und Belohnungen brachten neben der Hanse selbst einen großen Zusammenhang in den hansisch-nordischen Raum. Die nichtkommerzielle Bedeutung des Geldes hatte im Mittelalter viele Formen und gipfelte in der Verpfändung von Ämtern, die zugleich in die Verfassungsgeschichte gehört und dort die Verlehnung ablöst.

Am Ende meiner Hamburger Zeit wurde ich in das in Freiburg gegründete Institut für historische Anthropologie gewählt und durch die Beteiligung an dessen Arbeit mit Studien über die Geschichte der Kinder, der Frauen und der alten Leute entstand für mich ein vierter Schwerpunkt. Die Forschung über die Sicht des Alters in der fortschreitenden Exegese im Alten und Neuen Testament konzentrierte ich auf die in Paris im Mittelalter vorhandenen Texte. Sicherheit über das Ergebnis gewann ich eigentlich erst durch Reaktionen und Meinungen von Lesern, die eine Verdüsterung des Alters im 15. Jahrhundert ableiteten. Eine Mitwirkung von Lesern und Kritikern an der Formulierung des Ergebnisses von Forschungen habe ich auch an anderen Stellen bemerkt, etwa an der Gliederung des fränkischen Adels oder an der Rolle des jüdischen Kaufmanns in der vorhansischen Zeit.

Mit den Chronisten als Zeitzeugen und dem sich anschließenden Würzburger Ratprotokoll trat noch einmal die Mentalitätenforschung stärker in Erscheinung. Die Chronisten als Zeitzeugen erwachsen aus einer Jahrzehnte währenden Chronistikforschung, die mein fünfter und letzter Schwerpunkt waren. Die zahllosen spätmittelalterlichen Chroniken in Deutschland waren eine Forschungslücke und

zogen mich schon als solche an. Es ging um ihre Entstehung, Überlieferung und um die Themen, mit denen sie sich beschäftigten. Die Chronisten bildeten über die Jahrhunderte hinweg eine sehr lockere Gruppe, eher eine Kategorie, bei der viele verschiedene Themen oft wiederholt wurden und einen Überblick über das erlauben, was die Menschen, die als Chronisten eine gewisse Ähnlichkeit hatten, überhaupt beschäftigte.



- 1978      Gerichtsorganisation und Sozialstruktur Mainfrankens im frühen Mittelalter, in: Jb. f. fränkische Landesforschung 38
- 1980      Mittelalterliche Verfassungs- und Sozialgeschichte vom Blickpunkt einer Landschaft: Mainfranken, in: Zs. f. historische Forschung 7
- 1981      Altersschicksal und Altersmoral. Geschichte der Einstellungen zum Altern nach der Pariser Bibelexegese des 12. - 16. Jahrhunderts
- 1982      Gesellschaft und Literatur im Mittelalter  
  
Perspektiven der Verfassungsgeschichtsschreibung aus der Sicht des Mittelalters, in: Der Staat, Beiheft 6
- 1984      Die Konkurrenzfähigkeit der Hanse im Spätmittelalter, in: Hansische Gschbl 102
- 1986      Die Diskriminierung der unehelichen Kinder im Mittelalter, in: J. Martin / A. Nitschke (Hg.), Zur Sozialgeschichte der Kindheit  
  
Ivo von Chartres und die Aufwertung einer weltlichen Kultur im Inverstiturstreit, in: G.. Kaiser / J.-D. Müller (Hg.), Höfische Literatur, Hofgesellschaft und höfische Lebensformen um 1200
- 1989      Frauengeschichten in der Geschichtsschreibung des spätmittelalterlichen Deutschland, in: J. Martin / R. Zoepfl (Hg.), Aufgaben, Rollen und Räume von Mann und Frau
- 1990      Statistische Forschungen an den spätmittelalterlichen Lehenbüchern, in: Zs. f. historische Forschung 17 (zusammen mit H.P. Baum)
- 1992      Kilian und die Anfänge des Bistums Würzburg, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 54  
  
Geschichtliche Anmerkungen zu den Geschlechterrollen, in: W.Böhm/M.Lindauer (Hg.), Mann und Frau -Frau und Mann. Ursachen, Hintergründe und Problematik der Geschlechterrollen
- 1994      Chronisten als Zeitzeugen (mit mehreren Erstveröffentlichungen neben Zweitveröffentlichungen)  
  
Dorfanalysen und Dorfgeschichten nach spätmittelalterlichen Quellen vornehmlich Mainfrankens, in: Zs. .f. Agrargesch. und Agrarsoziologie 42 (zusammen mit D. Rödel)

Die elektronische Datenbank in der Landesgeschichte .Würzburger Erfahrungen in 20 Jahren, in: W.Buchholz (Hg.), Landesgeschichte in Deutschland

Von Malvasia bis Kötzschenbroda. Die Weinsorten auf den spätmittelalterlichen Märkten Deutschlands

1999 Neuralgische Punkte in der Strafrechtswirklichkeit des Spätmittelalters, in: D. Willoweit (Hg.), Die Entstehung des öffentlichen Strafrechts

2003 Das Würzburger Ratsprotokoll des 15-Jahrhunderts. Eine historisch - systematische Analyse

Legitimation und Delegitimation handgreiflicher Gewaltanwendung in Chroniken des spätmittelalterlichen Deutschland, in: G. Mensching (Hg). Gewalt und ihre Legitimation im Mittelalter

2006 Das Raubrittertum und die Entstehung des öffentlichen Strafrechts, in: Saeculum 57